

Regina Ziegler

**Geht nicht
gibt's nicht**

REGINA ZIEGLER

in Zusammenarbeit
mit Andrea Stoll

**GEHT NICHT
GIBT'S NICHT**
MEIN FILMREICHES LEBEN

C. Bertelsmann

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

© 2017 beim C. Bertelsmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-10326-5

www.cbertelsmann.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Inhalt

- 1 Wieso überhaupt eine Biografie? 9
- 2 Überleben war Glückssache. Flucht aus Berlin 16
- 3 Kein Zuckerschlecken: eine Nachkriegskindheit
im Weserbergland 23
- 4 Endlich Berlin! 36
- 5 Die Herren lassen bitten.
Lehrjahre beim SFB und der Beginn
einer großen Liebe 46
- 6 *Ich dachte, ich wäre tot* – Wolf und ich machen Ernst 61
- 7 Theaterdonner, Kinofilme
und jede Menge Schulden 81
- 8 Ein halbes Haus, ein halbes Bett und viele Freunde –
der Künstlerhaushalt in der Matterhornstraße 93
- 9 Amerikanische Höhenflüge und deutsche Realitäten:
Fabian und *Kamikaze* 1989 110
- 10 Neue Wege für den deutschen Film und der
internationale Durchbruch 127
- 11 Berlin – Moskau und viele schlaflose Nächte 143
- 12 Mein Freund Andrzej 159

- 13 Wir wollten frei sein – und frei bleiben 165
- 14 Lady Erotic und Quotenqueen 178
- 15 Der Vatikan, die geheime Inquisition und
Gottes mächtige Dienerin 187
- 16 Einmal um die Welt und zurück 190
- 17 Vorhang auf! Berlin wird zur großen Bühne 208
- 18 Lauter tolle Frauen! 227
- 19 Kino, Kämpfe, Politik 244
- 20 Zwischenbilanz – Produzieren bleibt schwierig 255
- 21 Bauchgefühle und ein Emmy für Berlin 266
- 22 Deutsche Lektionen:
Der Erfolg der Serie *Weissensee* 277
- 23 Und immer volles Risiko –
das Kino braucht Träumer 281
- 24 Zwischen Hoffnung und Verzweiflung –
das Unmögliche wagen 288
- 25 Ganz oben und ganz unten. War es das jetzt? 310

Dank 321

Preise und Ehrungen 323

Filmografie 325

Personenregister 333

Kino- und TV-Filmregister 345

Bildnachweis 351

Für Wolf,
Tanja und Emma

Wieso überhaupt eine Biografie?

Üblich sind in Autobiografien Vorworte bedeutender Persönlichkeiten, die sich in der Regel wohlwollend über den Lebenswandel der Hauptperson äußern.

Unüblich ist es, dass die Autorin sich an dieser Stelle selbst zu Wort meldet.

Da das Wort »unüblich« besser zu mir passt, als »üblich«, scheue ich mich nicht, diesem Buch eine Warnung voranzustellen: Sie, die Leser, könnten sonst durch die Lektüre enttäuscht werden.

Ganz besonders, wenn Sie beim Durchblättern nach delikaten Skandalen Ausschau halten, von denen Sie hoffen, dass sie durch mich schamlos ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt werden. Es mag verkaufsfördernd sein, bekannte Persönlichkeiten in Biografien zu beleidigen, zu diffamieren oder intime Geheimnisse auszulaudern, die sich dann auflagensteigernd in der Schlagzeilenpresse wiederfinden. Mein Stil ist das nicht.

Ebenso wenig, wie es mein Stil ist, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Ich sage immer offen und ehrlich, freiheraus, was ich denke. Eine Eigenschaft, die mich – wie Sie sehr bald erfahren werden – oft in berufliche und private Schwierigkeiten gebracht hat. Und vielleicht ist es auch nicht besonders klug, wenn ich Ihnen hier



und jetzt gestehe, dass meine Memoiren gar nicht für Sie gedacht waren.

Gegen die Idee, meine eigene Biografie zu schreiben, habe ich mich lange gesperrt und verschiedene Anfragen dazu in den letzten Jahren abgelehnt.

Mein Leben mag vielleicht ungewöhnlich sein, aber druckreif? Im Unterschied zu den fast 500 Stoffen, die Zieglerfilm bislang verfilmt hat, halte ich es keinesfalls für spektakulär.

Meine Erinnerungen habe ich anfangs nur für meine Familie aufgeschrieben. Ganz besonders für Emma, meine Enkeltochter, der ich so gerne etwas von dem weitergeben würde, was mich mein buntes Leben gelehrt hat. Für sie ist auch die kleine Spielerei am Ende der ungeraden Seiten gedacht, die Sie gerne auch einmal ausprobieren dürfen. Denn wo sollte ein Daumenkino zu finden sein, wenn nicht in der Biografie einer Filmproduzentin?

Doch je mehr ich mich mit meiner Vergangenheit beschäftigt habe, desto mehr wurde mir klar, dass dieses Buch womöglich für viele Menschen etwas bedeuten könnte, die mit den Problemen unserer heutigen Gesellschaft zu kämpfen haben. Einer Gesellschaft, in der immer mehr Leistung gefordert und nahezu alles zum Wettkampf wird.

Alles wird verglichen, obwohl wir doch wissen, dass Vergleiche nicht nur hinken, sondern oft unglücklich machen. Denn es gibt immer jemanden, der höher, schneller, weiter fliegt als man selbst. Der mehr verdient, mehr Aufmerksamkeit erfährt, privat und geschäftlich zufriedener zu sein scheint.

Als mich die Autorin Andrea Stoll dann ermutigte, meine Erlebnisse nicht nur im Familienkreis, sondern mit allen zu teilen, machten wir uns an die Arbeit.

Als mein erster Entwurf vor mir lag, verstand ich, dass noch viel zu tun war.

Viel zu arrogant und selbstbeweihräuchernd, dachte ich, und wollte am liebsten alles wieder löschen. Ich hatte das Gefühl, mit meinen Worten beim Leser genau das zu erzeugen, was ich am meisten verabscheue: Neid und Missgunst.

Meine vielen Reisen, das Luxusleben in Hotelsuiten und auf Yachten in Cannes, Galaempfänge in New York, Auszeichnungen und Einschaltquotenrekorde, berühmte Freunde und verrückte VIPs. Wen interessiert das? Und wer denkt dabei nicht: *Ja, ja, die Ziegler hat ein tolles Leben, aber was geht mich das an?*

Ich begann im ersten Schritt also, alles rauszunehmen, was mich in ein zu positives Licht rückte. Doch dann dachte ich mir: *Halt. Das ist doch auch der falsche Weg.*

Ich will mich mit diesem Buch ja nicht anbietern. Ich bin auch keine Politikerin. Ich stehe nicht zur Wahl. Ich will Ihnen auch nicht den herkömmlichen Lebenswandel einer Frau präsentieren, die auf dem Boden geblieben ist, nur um einen positiven Eindruck zu hinterlassen.

Und auf gar keinen Fall will ich meine Erfolge relativieren!

Ich habe hart für sie gekämpft und musste viele Opfer bringen. Gerade als Frau.

Diese Biografie brauchte mehrere Entwürfe und stundenlange Überarbeitungen, das war richtig und wichtig. Aber ich ließ mit Absicht genau jene Stellen unangetastet, die mir missgünstige Zeitgenossen als Selbstbeweihräucherung auslegen könnten. Ich bin in einer Zeit groß geworden, in der Frauen allenfalls als Schmuckblatt für erfolgreiche Männer galten. In einer Männerdomäne wie der Filmproduktion musste ich mich durchsetzen.



Dafür brauchte ich ein Ego, das sehr viel größer war als das meiner Kollegen mit dem Y-Chromosom. Ich fürchte, dieses Ego liest man dieser Autobiografie an – und, um die Worte eines lieben Freundes zu zitieren, das ist auch gut so. Ich reiße mich ganz sicher nicht um Konfrontationen und bin im Grunde meines Herzens ein sehr harmoniebedürftiger Mensch. Aber ich war noch nie Everybody's Darling und wollte es auch nie sein.

Natürlich verschweige ich nicht meine Niederlagen. Ich lasse Sie an den Höhen, aber auch an den Tiefen meines Lebens teilhaben. Ich schildere die glücklichsten Momente und Augenblicke der nackten Verzweiflung, in denen ich keinen Ausweg sah und sich ein Abgrund vor mir auftat.

Wie etwa an jenem Tag im Mai 2010, als ich meinen Bankberater anrief.

»Sie wollen was machen?«, fragte er mich und konnte die Bestürzung in seiner Stimme nicht verhehlen.

»Sie haben mich richtig verstanden«, antwortete ich mit einem Kloß im Hals und sah mich um in unserem Haus in Berlin-Schlachtensee. Wie lange würden wir hier noch leben dürfen? Wann müssten wir unsere Koffer packen und den Ort, der wie kein zweiter unsere Familie geformt und vereint hatte, für immer verlassen?

»Aber das ist Ihre gesamte Altersvorsorge, Frau Ziegler«, beschwor mich der Berater.

»Ich weiß«, sagte ich. »Aber ich brauche das Geld jetzt, sofort.«

Wie so oft in meinem Leben hatte ich alles auf eine Karte gesetzt. Zehn Jahre meines Lebens für einen Film gekämpft. Hatte so hoch gepokert wie noch nie.

Und war noch nie so tief gefallen.

»Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun«, sagte der Bankberater. Doch natürlich wusste ich es nicht.

Ich, Regina Ziegler, die bekannteste und wahrscheinlich erfolgreichste Filmproduzentin Europas, war 66 Jahre alt und stand davor, wieder ganz von vorn anfangen zu müssen. Und das nur wegen eines einzigen Misserfolgs.

Würde ich es schaffen?

Ich war mir so unsicher wie kaum in meinem Leben zuvor.

Wenn, dann würde es mir nur gelingen, wenn ich mich an das erinnerte, was mich meine Mutter gelehrt hatte. Etwas, was ich hoffentlich bereits an Tanja, meine Tochter weitergegeben habe – und mit diesem Buch vielleicht auch an Sie weitergeben kann: eine Antwort auf die Frage, wie man sich Selbstbewusstsein und Zuversicht bewahrt! Selbst dann, wenn es dafür keinen Anlass zu geben scheint.

»Ich finde ja, das geht so nicht«, wagte der Bankberater einen letzten Versuch, um meine Altersvorsorge zu retten, da hörte ich eine Männerstimme mir in Gedanken zuflüstern: »Geht nicht gibt's nicht, Regina.«

Wolfs Stimme war älter und brüchiger geworden, aber sie brachte mich noch immer zum Lächeln, als ich diesen Satz das erste Mal aus seinem Mund hörte, der mein Leben veränderte, wie nichts anderes auf der Welt.

Wenn ich daran zurückdenke, bin ich 27 Jahre alt, stehe in der Stadt meiner Träume auf der Lietzenburger Straße, nur einen Steinwurf vom weltberühmten Kurfürstendamm entfernt – und ich fühlte mich zum ersten Mal irgendwo angekommen.

Zwar lebte ich schon eine Weile in Berlin, so sehr ich mich auch bemühte, den Geist der Stadt mit jedem Atemzug aufzusaugen, war ich doch immer noch das Mädchen aus der Provinz; eine Besucherin unter all den Menschen, die hier wirklich hingehörten.



Bis zu jenem Abend, als ich das russische Restaurant verließ. Den salzigen Geschmack des Kaviars auf der Zunge, den ich zum ersten Mal hatte kosten dürfen. Eine unerschwingliche Kostbarkeit. Das erste von unzähligen Geschenken, die mir der Mann machte, der so frech meine Nähe suchte.

»Was hast du?«, fragte er mit einem Blick, den Heerscharen von Drehbuchautoren im Sinn haben, wenn sie »schelmisch und augenzwinkernd grinsend« in die Schauspieleranweisung schreiben. Nur dass Wolf kein Schauspieler war, sondern es ernst meinte, wenn er mich so ansah, als wäre ich in diesem Moment die einzige Frau auf der Welt, so lange ich seinen Blick nur erwiderte.

Ich schüttelte den Kopf, weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte. Die neugierigen Blicke der anderen Gäste im Restaurant hatten uns schon beim Hinausgehen begleitet. Es waren die Siebzigerjahre. Die Zeiten, in denen Anstandsdamen bei Jungverliebten am Tisch sitzen mussten, waren nicht allzu lange her. Also schob ich seine Hand weg und versuchte vergeblich, Abstand zu Wolf zu halten.

Dabei roch er so gut. Und aus seinem Mund waren an diesem Abend so viele kluge Worte, so viele Komplimente gekommen. Wenn er sich jetzt öffnete, dann für etwas anderes, etwas viel Besseres: einen Kuss, den ich zwar wollte, aber das war natürlich unvorstellbar. Hier, in der Öffentlichkeit! Was sollten die Leute nur denken?

»Es geht nicht!«, sagte ich, doch anstatt mich abzuwenden, griff ich nach seiner Hand, und dann, ohne dass ich wusste, wie er die Schwerkraft zwischen uns außer Kraft gesetzt hatte, lag ich in seinen Armen.

»Geht nicht, gibt's nicht«, flüsterte er mir ins Ohr.

Den Heimweg, kaum dass wir uns getrennt hatten, ging ich wie in Trance. Endlich fühlte ich mich vervollständigt. Von diesem Mann, der mich intellektuell herausforderte,

sinnlich anzog und zu kreativen Höhenflügen animierte. Mit ihm, das wusste ich, hatte ich im Meer der Großstadt meinen Ankerplatz gefunden.

Ich war glücklich und beschwingt, doch je näher ich meiner Wohnung in der Reichstraße kam, desto dunkler wurden die Wolken, die meine Gedanken trübten. Was würde meine Familie, allein meine Mutter Trude, sagen, wenn ich ihr von Wolf erzählte?

Einem Regisseur mit zwielichtigem Ruf und Drogen- erfahrung? Ein Genie, das war klar, aber lagen Genie und Wahnsinn nicht immer eng beieinander?

Trude sah mich ohnehin im Sumpf des Großstadtmo- lochs versinken. Ganz bestimmt war Wolf für sie nur ein weiteres Gewicht, das mich hinabzog.

Er ist der Falsche, versuchte ich mir, auf dem Heimweg einzureden, wohlwissend, dass ich nie wieder auf einen Richtigeren treffen würde.

Ängstlich schloss ich die Tür auf, schaltete das Licht an und dachte noch: *Das geht nicht*, da hatte ich Wolfs Stimme schon wieder im Ohr: »Geht nicht, gibt's nicht.«

Und während ich einerseits lächeln wollte, ob der Erin- nerung, zerriss es mir das Herz, und ich musste anfangen zu weinen, als ich Tanja sah. Meine kleine Tochter.

Sie schlief auf dem Schoß von Hartmut, der heute länger aufgeblieben war. Ich weiß bis heute nicht, ob der Zufall ihn wach gehalten hatte. Oder die Vorahnung, dass unsere Ehe seit jenem Abend gescheitert war.



Überleben war Glückssache. Flucht aus Berlin

Dass du so lachen kannst!«, sagte meine Mutter oft zu mir. Je unbändiger sich meine Lebenslust entwickelte, umso unbegreiflicher schien ich ihr manchmal zu werden, hatten wir beide uns doch aus tiefster Dunkelheit ins Licht gekämpft. Mein Leben wäre um ein Haar zu Ende gewesen, bevor es überhaupt begonnen hatte.

Im sechsten Monat schwanger und mit meiner fünf Jahre alten Schwester Bärbel auf dem Schoß wurde meine Mutter im Berliner Kriegswinter 1943 in einem Luftschutzkeller in der Nähe ihrer Charlottenburger Wohnung verschüttet. Drei Tage und drei Nächte musste sie dort verbringen, bevor sie vor ihrer ausgebombten Wohnung mit Blick auf die Spree den Entschluss fasste, Berlin zu verlassen. Trotz ihres Zustands und ihrer kleinen Tochter an der Hand schaffte sie es, mit dem letzten Zug aus Berlin rauszukommen, ohne zu ahnen, dass mein Vater Wilhelm, von dem sie schon lange nichts mehr gehört hatte, mit dem entgegengesetzten Zug gerade nach Berlin zurückkehrte. Während sie so der russischen Invasion entging, wurde er gefangen genommen und von 1944 bis 1946 in russische Kriegsgefangenschaft gesteckt. Sie wusste all die Jahre nicht, ob er noch lebte. Per Anhalter gelangte meine Mutter nach All-

rode im Harz, wo sich der Bauernhof ihrer Eltern befand. Unter dem Namen Gertrud Schilling 1916 als Zweitälteste von sechs Geschwistern geboren hatte sie von klein auf harte Arbeit kennengelernt und früh Verantwortung für die jüngeren Geschwister übernehmen müssen. Während ihre Mutter ein großes Herz hatte, hielt ihr Vater die preußischen Werte von Zucht und Ordnung regelmäßig mithilfe der Reitpeitsche hoch. Trude hätte gerne studiert, doch diese Möglichkeit wurde dem älteren Bruder Karl vorbehalten. Für sein Studium legten sich alle krumm. Der sonst so strenge Vater erlaubte seinem geliebten Sohn sogar, seinen Neigungen zu folgen. Karl hat am Berliner Konservatorium Musik studiert, promovierte und ist später Diplomat geworden. Demgegenüber ging meine Mutter wie viele begabte Mädchen ihrer Generation »ins Büro«, ergriff dann aber die Chance, die das Studium des Bruders bot, und ging mit ihm nach Berlin. Beide teilten sich dort eine Wohnung, später kam noch eine weitere Schwester dazu. Meine Mutter liebte die pulsierende Weltstadt Berlin und genoss die Freiheit, die sich ihr dort bot. Die Geschwister gingen öfter zusammen aus, und da lernte Trude bei einer Tanzveranstaltung den angehenden Ingenieur Wilhelm Krömer kennen. 1935 haben sich die beiden verlobt und 1938 schließlich geheiratet. Mein Vater war ein groß gewachsener, sehr gut aussehender Mann. Zusammen müssen sie in der kurzen Zeit, die ihnen bis zum Kriegsausbruch blieb, ein äußerst attraktives Paar gewesen sein. Es ist eine von vielen sinnlosen Tragödien, die ein solch schrecklicher Krieg mit sich bringt, dass Familien zu einem Zeitpunkt auseinandergerissen werden, in dem gerade die Kinder sie am nötigsten brauchen. Als mein Vater an die Front zog, wusste er noch nicht einmal, dass seine Frau schwanger war. Wäh-



rend ihm die Kugeln im Schützengraben um die Ohren flogen, hatte er keine Ahnung, dass ich mich anschickte, zur Welt zu kommen.

Und als ich dann am 8. März 1944 in Quedlinburg ins Leben trat, hatte meine Mutter wiederum keine Ahnung, ob er überhaupt noch lebte.

Sie hatte in Berlin studieren und mit Wilhelm ihrem Nachwuchs eine behütete Kindheit bieten wollen. Und nun lag, wie bei unzähligen anderen, nicht nur die Wohnung in der Röntgenstraße, sondern ihr gesamter Lebensraum in Trümmern. Sie war jedoch froh und dankbar, ihr Kriegskind nicht im umkämpften Berlin, sondern im vergleichsweise noch ruhigen Quedlinburg zur Welt bringen zu können. Bis heute empfinde ich es als besondere Fügung, dass ich meinen Geburtstag am Weltfrauentag feiern darf. Sicher war das nicht. Doch zehn Minuten vor Mitternacht hatten wir es beide endlich geschafft: Ich war da und soll von Anfang an eine kräftige Stimme gehabt haben.

Da wir auf einem Bauernhof lebten, war auch in dem schlimmen Hungerwinter nach Kriegsende unser Überleben gesichert. Zu kaufen gab es nichts, also hat man dem kleinen Baby statt einem Schnuller eine Speckschwarte in den Mund gesteckt. An das kleine Dorf Allrode erinnere ich mich kaum. Als mich meine Schwester Barbara in Obernkirchen täglich in den Kindergarten brachte, war ich fasziniert von einem roten Knopf an diesem Gebäude. Doch während die Größeren darüber rätselten, was wohl passieren würde, wenn man da draufdrückte, und es dann auch wieder vergaßen, ließ mich die Sache nicht los. Der rote Knopf zog mich magisch an. Wann immer ich mich unbeobachtet fühlte, umkreiste ich diesen leuchtenden Punkt, genoss die Versuchung und drückte schließlich drauf. Sofort brach die Hölle los. Sirenen tönnten, aus allen Ecken rannten Men-

schen herbei, und das rote Feuerwehrauto kam angefahren. Als sich herausstellte, dass kein Brand zu löschen war und die kleine Regina nur mal auf den roten Knopf gedrückt hatte, bekam ich ordentlich Schelte. Und hatte meine erste Lektion gelernt: Die Farbe Rot garantiert jede Menge Aufmerksamkeit. Heute ist das Ziegler-Rot nicht nur meine Haarfarbe, sondern unser Markenzeichen.

In unserem Büro am Lietzensee ist im vierten Stock für die Gäste immer ein roter Teppich ausgerollt, der vom Eingang über das Konferenzzimmer bis in mein weiter hinten gelegenes Büro führt. Auch sonst sehe ich gerne Rot: rote Teetasse, rote Thermoskanne und rotes Schreibzeug. Viel Rot in den Bildern von Elvira Bach und Gustavo. Rot symbolisiert für mich Kraft und Leidenschaft. Rot ist auch die Farbe der Liebe und die Farbe des Herzens. Wer sich rot schmückt und kleidet, will sich nicht verstecken. Wer Rot liebt, handelt aus dem Herzen und aus dem Bauch heraus. So wie ich.

Bevor Allrode nach Kriegsende Teil der sowjetischen Besatzungszone wurde, zog meine Mutter mit ihren kleinen Mädchen zu den Großeltern Krömer nach Obernkirchen im Weserbergland. Aber auch in Westdeutschland war die Situation alles andere als einfach, denn das großelterliche Haus in der Piepenbreite 101 war zwangsbelegt. Wir drei teilten uns dort ein Zimmer, die Situation war äußerst beengt und bescheiden. Ausgebombt und mittellos fehlte es uns an allem. Doch Mutter Trude ließ sich nicht unterkriegen. Sie hat sich ein Fahrrad geliehen, ist zu den Gärtnereien gefahren und hat gesagt: »Ich schlage Ihnen einen Provisionsvertrag vor.« Dann hat sie die Bauern der Umgebung aufgesucht und ihnen junge Bäume, Erdbeeren



und Rübensamen angeboten. Der Handel funktionierte und hatte uns erst mal mit dem Nötigsten versorgt. Auf diese Weise hat sie die Menschen ihrer Umgebung kennengelernt und angefangen, Fotos zu machen, unverstellt, authentisch, eindrucklich. Diese Portraits der einfachen Menschen, ihrer Lebensumstände und ihrer Arbeit hat sie wiederum den Zeitungen angeboten, die sie damals ausgelesen hat. Kontaktfreudig wie sie war, sprach sie mit den Leuten, lernte, Anzeigen zu verkaufen, und hat schließlich ab 1948 als Lokalreporterin für die *Schaumburger Zeitung* gearbeitet. Fuhr sie für ihre Reportagen anfangs mit dem Fahrrad herum, kaufte sie sich so bald wie möglich ein kleines Moped, mit dem sie bei Wind und Wetter durch die Gegend brauste und von Hochzeiten und Todesfällen, lokaler Politik, Schützenfesten bis hin zu Betriebsjubiläen über alles berichtete, was Menschen bewegt und beschäftigt. Sie schrieb aus dem Bauch heraus, nach Gefühl und Zungenschlag, immer nah an den Menschen. Die rasende Reporterin Trude Krömer war in der Region bald so bekannt wie ein bunter Hund. Einmal ist sie mit ihrem Moped sogar auf der Autobahn nach Hannover gefahren und wurde dabei von der Polizei gestoppt. Als der zuständige Beamte ihr Moped für nicht autobahntauglich befand, widersprach sie entschieden: »Wieso das denn? Ich kann damit schneller als sechzig fahren. Soll ich Ihnen das mal zeigen?« Es half alles nichts. Sie musste runter. Doch weder dieser Verweis noch andere Hindernisse hielten meine Mutter von dem ab, was sie sich in den Kopf gesetzt hatte. Sie, die bis an ihr Lebensende nichts mehr verabscheute, als von anderen Menschen abhängig zu sein, träumte trotz aller Irrungen und Wirrungen noch immer von einem eigenen Haus. Dafür war ihr kein Opfer zu groß, dafür sparte sie von früh bis spät und ordnete diesem Lebenswunsch alles unter. Das galt umso

mehr, als mein Vater aus der russischen Kriegsgefangenschaft nach Hause kam. Der ehemals so strahlende und gut aussehende Mann war an Leib und Seele krank und wog bei einer Größe von 2,05 Meter nur noch 49 Kilo. Dass ihr Wilhelm überlebt hatte, machte Trude glücklich, und sie tat alles, um ihn wieder aufzupäppeln. Sie verstand sich gut mit seinen Eltern, doch sie hasste es, für ihre kleine Familie keinen eigenen Lebensraum zu haben. Als er wieder bei Kräften war, ließ sich mein Vater zum Bohrmeister umschulen, arbeitete zuerst für die Firma Fleck in Hannover und später für Preussag Wasser- und Rohrtechnik. Da er Wasseradern aufspüren konnte, schickte man ihn von 1952 bis 1954 für Wasserprojekte nach Indien. Obwohl sich meine Eltern liebten, ist meine Mutter in dieser Zeit nicht ein einziges Mal zu ihm in die Ferne gereist, und auch er ist nicht für einen Urlaub nach Hause gekommen. Jeder Pfennig wurde eisern gespart für das eigene Heim, und das haben wir im wahrsten Sinne mit den eigenen Händen erbaut. Unser in Nachbarschaft zu den Großeltern gebautes Haus in der Piepenbreite 13 konnte 1953 endlich bezogen werden. Zum ersten Mal hatte ich ein eigenes Zimmer. Ich fühlte mich wie eine Königin. Natürlich war das alles nicht einfach. Wenn ich heute daran denke, was meine Mutter in jenen Jahren alles bewältigt hat. Da brauchte es viel Mut, Energie und Selbstdisziplin. Von allem hatte sie reichlich, verlangte aber auch von ihren Töchtern, dass sie sich an die von ihr aufgestellten Regeln hielten. Da gab es kein Pardon. Und doch war meine Kindheit alles andere als trübsinnig. Wenn ich mir die Bilder aus jenen Jahren ansehe, lache ich auf fast jedem Foto. »Lachtaube« nannte mich meine Familie oft, weil ich keine Gelegenheit ausließ, um ausgelassen und fröhlich zu sein, obwohl ich sehr genau spürte,



wie viel Kraft und Anstrengung hinter der langsam wieder einkehrenden Normalität unseres Familienlebens steckten. Familie, das hieß für mich immer, etwas gemeinsam zu tragen, mitzutragen, was allein so vielleicht nie zu bewältigen wäre. Ich bin überzeugt davon, dass Kinder schon im Mutterleib Gefühle mitbekommen. Wer wie wir Kriegskinder mit so viel Not, Angst und Elend konfrontiert wurde, hatte die Wahl: Entweder man ließ sich von diesen Ängsten beherrschen und gestattete es, dass einen sein Trauma ein ganzes Leben lang niederdrückte, oder er suchte den Befreiungsschlag.

Kein Zuckerschlecken: eine Nachkriegskindheit im Weserbergland

Bei einer so tüchtigen und umtriebigen Mutter lernten wir von Anfang an, dass das tägliche Pensum nur mit klaren Absprachen zu bewältigen war. Von klein auf bekamen Bärbel und ich Aufgaben zugeteilt. Einfach so in den Tag zu träumen, wäre keiner von uns eingefallen. Trude war streng und sehr darauf bedacht, dass sie sich auf uns verlassen konnte. So eine Haltung kann man nur annehmen oder ablehnen. Wenn man sie annimmt, verinnerlicht man sie im Lauf der Jahre und gibt sie bewusst oder auch unbewusst weiter. Neulich hat meine Enkelin Emma einer Freundin erzählt, dass alle Frauen in ihrer Familie immer irgendwelche Listen schreiben, die Oma, die Mama und sie selbst auch. Die Freundin, erklärte sie mir später, habe das gar nicht verstehen können. To-do-Listen wie bei uns könnte sie sich überhaupt nicht vorstellen, auch ihr Zimmer sei immer chaotisch. Die Freundin sei das totale Gegenteil von ihr, sagte Emma. Aber vielleicht verstünden sie sich deshalb so gut.

Ich für meinen Teil kann nur hoffen, in Emmas Leben eine nur annähernd so wichtige Rolle zu spielen wie meine Oma in meinem. Wobei ich meine Großmutter als



junges Mädchen nicht immer gut behandelt habe. Damals, in jener Zeit, als ich eine Diebin war. Ja, ich gestehe es: Ich habe gestohlen.

Nicht nur einmal, sondern mehrfach. Das erste Mal im Alter von sechs Jahren.

Ich kann mich noch sehr gut an die Kommode erinnern, die bei meinen Großeltern im Flur stand. Sie roch nach Lavendel, wenn man das obere Fach aufzog. Ich liebte den Geruch der Seife, die meine Oma ins oberste Fach gelegt hatte, damit die Schals und Handschuhe in ihm danach dufteten.

Die Schublade knarrte etwas, weshalb ich besonders vorsichtig sein musste, wenn ich sie aufzog, damit Oma nichts davon mitbekam. Am Sonntagnachmittag, wenn sie sich erschöpft von der Woche kurz im Wohnzimmer ausruhte, und ich so tat, als würde ich mich mit meinen Puppen beschäftigen.

In Wahrheit hatte ich es auf das schwarze, abgegriffene Portemonnaie abgesehen, das sie dort für »besondere Ausgaben« hinter den Seidentüchern versteckte.

Was hat es für einen Sinn, Münzen zu horten, wenn man sich davon auch ein leckeres Eis kaufen kann?, dachte ich mir. Und dass eine Mark mehr oder weniger ja wohl nicht auffallen würde.

Nun, ich hatte meine Großmutter unterschätzt.

Es war wieder Sonntag, wieder fünfzehn Uhr. Ich wollte mich nun schon zum vierten Mal an dem Ersparten bedienen, als ich ihre schlanke Hand auf meiner Schulter spürte.

Ich weiß noch, wie ich glaubte, von einem Blitz getroffen worden zu sein.

Leider von keinem, der mich in Staub und Asche verwandelt hatte. Ich war noch am Leben; mit hochrotem Kopf und zitternden Knien stand ich vor meiner Oma. Vor Scham unfähig, etwas zu sagen.

Ich hatte nur einen Gedanken: *Wie wird sie mich bestrafen? Wird sie mich schlagen? Nein*, sagte ich mir, *das hatte sie noch nie getan. Mit Mama reden, sicher. Und dann? Stubenarrest. Ja, ganz bestimmt. Aber wie lange? Würde ich den Geburtstag meiner besten Freundin verpassen?*

Doch so zahlreich meine Vermutungen auch waren, so sehr irrte ich mich.

Meine Oma machte etwas, womit ich niemals gerechnet hätte. Ihre Reaktion auf meinen Vertrauensbruch war nicht nur unerwartet. Sie lehrte mich etwas fürs Leben: Du erreichst deine Ziele nicht immer mit Härte und Gewalt, sondern am besten mit Verständnis und Einfühlungsvermögen in deine Mitmenschen.

Oma fragte mich nämlich schlicht und einfach: »Wie viel brauchst du?«

Ich brachte kein Wort hervor.

»Nimm es dir. Nimm dir bitte raus, was du möchtest. Ich möchte nämlich nicht, dass du klaust. Wenn du etwas brauchst, sprich mit mir.«

Das mit dem Stehlen hatte sich damit für immer erledigt.

Doch bei allem Verständnis, das meine Großmutter für mich aufbringen konnte, gab es auch Härten, da musste ich durch. In ihrem Nutzgarten wimmelte es immer von Tieren. Da waren Hühner, Enten und vor allem ein Kaninchen, an dem ich mit ganzer Liebe hing. Es hatte auch einen Namen: Wompel. Immer, wenn ich aus der Volksschule in Obernkirchen kam, rannte ich als Erstes hinter das Haus, um Wompel zu füttern, zu streicheln oder ihn mit selbst geputzten Möhren zu verwöhnen.

Eines Tages aber lag ein Braten auf dem Sonntagstisch: mein Wompel. Für mich brach eine Welt zusammen. Keinen Bissen habe ich damals runtergekriegt. Ich habe zwei Tage nur



geheult, weil ich nicht einsehen konnte, dass mein Ein und Alles mir auf diese Weise genommen wurde. Meine Großeltern haben erst später verstanden, was das für mich bedeutet hat.

Jahrelang hatte ich die Liebe und Wärme meines Vaters entbehren müssen. Mein Wompel hatte eine emotionale Lücke ausgefüllt. Für mich war er kein Lebensmittel, sondern ein Lebewesen, das ich streicheln und lieb haben konnte, wenn ich nachts alleine im Bett lag oder tagsüber traurig war. Als er getötet wurde, hatte ich das Gefühl, in mir selbst würde etwas absterben. Auch wenn mir meine Stimme der Vernunft schon damals sagte, dass in Zeiten von Lebensmittelknappheit die Familie keine Rücksicht auf derartige Gefühle nehmen durfte, so belastete mich der Verlust sehr lange.

Mit dem Bezug des eigenen Hauses lernten Bärbel und ich, uns eigenständig zu organisieren, auch wenn die nur einige Hausnummern entfernt lebende Oma Krömer greifbar blieb. Es war für uns selbstverständlich, unsere Betten zu machen, das Essen aufzuwärmen, den Tisch für die später nach Hause kommende Mutter mit zu decken oder den Müll rauszubringen. Zusätzlich zum täglichen Pflichtprogramm warteten jede Menge weitere Aufgaben, mit denen wir unser bescheidenes Taschengeld aufbessern konnten. Unsere Mutter hatte genaue Vorstellungen, wie sie den Garten um unser neues Haus bepflanzen wollte. Also bekam ich die Aufgabe, die Erde nach Steinen abzusuchen. Für jeden vollen Eimer versprach sie mir 50 Pfennig. Ich machte mich mit Feuereifer an die Arbeit, stellte aber bald fest, dass es verdammt viele Steine braucht, um so einen Eimer zu füllen. An diesem Garten hing unsere Mutter mit ganzem Herzen, sie säte, pflanzte und erntete mit einer Begeisterung, die ich nie vergessen werde. Salat, Obst und

Gemüse haben wir nie gekauft, das wurde alles eigenhändig gepflückt und verarbeitet. Wenn ich sehe, wie heute Schwarzwurzel wieder zum Geheimtipp der Köche avanciert, hält sich meine Begeisterung in Grenzen. »Spargel der Armen« haben wir sie damals genannt. Ich habe ihn so oft in meinem Leben essen müssen, dass ich heute gut darauf verzichten kann. Die sinnliche Freude allerdings, Lebensmittel frisch zuzubereiten und für seine Lieben zu kochen, habe ich mir von unserer Mutter abgeschaut und Familie und Freunde oft mit meinen Kochkünsten verwöhnt.

Bis zu meinem zehnten Lebensjahr besuchte ich die Volksschule in Obernkirchen. Da ich leicht lernte, fassten unsere Eltern den Entschluss, mich danach auf das Gymnasium Adolfinum nach Bückeberg zu schicken. Ich sollte Latein und Griechisch lernen, um später Jura studieren zu können. Dieses Privileg war meiner fünf Jahre älteren Schwester nicht zuteilgeworden. Als bei ihr die Entscheidung für einen Ausbildungsweg getroffen werden musste, war schlicht und einfach das Geld nicht vorhanden gewesen. Sie musste sich mit dem Besuch der Gemeinschaftsschule begnügen und nach der Mittleren Reife die Handelsschule in Rinteln besuchen. Ich rechne es ihr hoch an, dass unser Verhältnis wegen dieser Ungleichbehandlung nicht für einen einzigen Tag getrübt war, und freue mich sehr, bis heute ein fantastisches Verhältnis zu ihr zu haben.

Den sieben Kilometer langen Schulweg absolvierte ich im Sommer mit dem Rad. Von dem höher gelegenen Obernkirchen aus ging es schön bergab; dafür musste auf dem Rückweg tüchtig gestrampelt werden, was aber gut für stramme Waden war. Das ging nicht immer ohne Blessuren ab. Noch heute habe ich eine Narbe am



Knie, weil ich mit Karacho in eine Bahnschranke fuhr. Im Winter durfte ich den Schulbus benutzen, was auch seine Tücken haben konnte. Vor einiger Zeit traf ich per Zufall einen ehemaligen Schulfreund in Wien wieder, der mir nach der Verleihung der Platin-Romy, des in Österreich bedeutendsten Film- und Fernsehpreises, erzählte, wie ich aufgrund einer defekten Tür aus ebenjenem Schulbus einmal herausgeschleudert und verletzt wurde: Ich hatte diese Episode völlig vergessen. Er selbst erinnerte sich umso besser, weil er damals für mich schwärmte und mit einem anderen Schulfreund eine Wette abgeschlossen hatte, wer mich nach Abschluss der Nachhilfestunden nach Hause bringen und wohl als Erster küssen dürfte.

An meine Schulzeit denke ich bis heute gern zurück. Da die eigentlichen Hausaufgaben immer schnell erledigt waren, stürzte ich mich mit umso mehr Eifer in den Sport und probierte so ziemlich alles aus, was mir von zu Hause aus möglich war. Ich wurde Vorturnerin im damals zwar längst gemischten, aber immer noch als Männerturnverein bezeichneten MTV Obernkirchen, Niedersachsenmeisterin im Kugelstoßen und heimste alle möglichen Trophäen beim winterlichen Skifahren in St. Andreasberg im Harz ein, wo wir die Skier anfangs noch aus Fasdauben von Weinfässern zusammenschraubten. Mit richtigen Skiern wedelte ich später allen davon. Im Lauf der Jahre sammelte ich so über 50 Sportkränze und Turnschleifen ein, die ich stolz an die schwarz gestrichene Wand meines Mädchenzimmers nagelte. Zu gewinnen bedeutete mir alles, zu verlieren konnte ich nicht ausstehen. Die Familie lachte über meinen Ehrgeiz, ließ mich gewähren, da die Schulnoten nie darunter litten. Sportlich und zupackend, wie ich war, blieb ich selten allein und war meist von einer fröhlichen Clique umgeben. Zu meinen engsten Freundinnen zählten damals

Ingrid Bolte, Christiane Klostermann und Heide Genegel. Wir haben manches zusammen ausgeheckt und vor allem viel gelacht.

Da unser Haus in der Nähe der Badeanstalt lag und ich mich im Sommer dort so oft wie möglich mit meinen Schulfreundinnen treffen wollte, musste ich mir etwas einfallen lassen, da ich mehr Geld für Eis und Kino brauchte, als mein Taschengeld hergab. Also begann ich, Nachhilfestunden zu geben und in der nahen Glasfabrik Heye in den Ferien Etiketten auf Flaschen zu kleben. Nach meiner Konfirmation 1958 hielt ich auch Kindergottesdienste in unserer Gemeinde ab und fand es wichtig, den Kindern Gott und die Welt zu erklären. Der Gedanke, Gutes zu tun, motivierte mich ungemein. Ich würde bestimmt einmal eine gute Richterin abgeben... Oder sollte ich lieber Pfarrerin werden? Auf jeden Fall fand ich Freude daran, mir mein eigenes Urteil zu bilden und vor anderen dafür einzustehen.

Bei so viel Gutmenschentum hätte meine Mutter ja die reine Freude mit mir haben müssen. Da war dann aber doch mein Temperament vor, vor allem aber fand ich, dass Trude mich für mein Alter viel zu streng behandelte. Das fing schon damit an, dass sie meiner Schwester und mir nicht erlaubte, uns zu schminken. Während sich Bärbel daran hielt, versuchte ich, meine Mutter zu überlisten. Ich versteckte meine Utensilien in der Schultasche und habe das Haus immer ungeschminkt verlassen, aber nur, um mich auf der nächsten Bank nahe der Badeanstalt so zu bemalen, wie ich das damals schön fand. Bevor ich zurückkam, musste das natürlich alles wieder runter. Trude hat davon lange nichts mitgekriegt. Mit dem abendlichen Heimkommen war das schon schwieriger. Auch als ich bereits 16 war, durfte ich abends auf keinen Fall später als um halb zehn zu



Hause sein. Das war natürlich die Zeit, wo es erst richtig lustig wurde. Also habe ich den Wecker meiner Mutter eine Stunde zurückgestellt, was aber rasch aufflog.

Daraufhin verfiel sie auf die Idee, mein Nachthemd mit in ihr Bett zu nehmen, damit sie kontrollieren konnte, ob ich mich an ihre Ansage hielt. Wenn ich mal wieder viel zu spät nach Hause kam, versuchte ich, mein Nachthemd vorsichtig unter meiner mittlerweile schlafenden Mutter hervorzuziehen. Natürlich erfolglos.

Irgendwann waren wir beide dieser Spielchen müde, setzten uns an den Küchentisch und beschlossen, dass 22 Uhr auch eine akzeptable Zeit wäre. Dieser Frieden hielt allerdings nicht lange, weil ich bald fand, dass halb elf eine ebenso gute Zeit wäre.

Mein abendlicher Freiheitsdrang brachte mich auch schulisch in Schwierigkeiten. Allerdings hatte er keine Auswirkungen auf meine Noten, und mit den meisten Lehrern habe ich mich gut verstanden. Meine Klassenlehrerin, Frau Tschirnay, mochte ich besonders gern, was allerdings nicht ewig wahrte. Ich erinnere mich noch an eine Klassenfahrt, die wir sechzehnjährig nach München unternahmen. Begeistert stellten wir fest, dass das Oktoberfest gerade in vollem Schwung war. Natürlich durften wir da nicht hin. Wir besuchten brav das Deutsche Museum, das Bayerische Nationalmuseum oder gingen im Englischen Garten spazieren. Frau Tschirnay hatte ihre Schäfchen genau im Blick und kontrollierte jede Minute. Da wir uns die ersten Tage ganz passabel verhalten hatten, erlaubte sie uns schließlich, an einem Abend die Zeit nach dem Abendbrot von halb acht bis halb neun frei zu nutzen. Endlich durfte jeder einmal das machen, was er wollte. Und ich wusste, was ich wollte: aufs Oktoberfest! Schnell überredete ich zwei meiner Klassenkameradinnen, mit mir auszubüxen.

Es wurde ein tolles Erlebnis! Eine solche Atmosphäre hatten wir noch nie erlebt. Wir vergaßen die Zeit, und als wir endlich wieder auf die Uhr guckten, mussten wir uns tüchtig sputen. Wir erreichten die Jugendherberge wirklich auf den letzten Drücker um kurz vor zehn Uhr. Um ein Haar hätten sich die Tore vor unserer Nase geschlossen. Erleichtert wollten wir uns in unsere Zimmer schleichen, doch da hatte sich schon Frau Tschirnay postiert. »Sie werden sicher Verständnis dafür haben, dass ich umgehend Ihre Eltern informiere«, sagte sie kühl. Ich fand das damals völlig übertrieben. Schließlich waren wir wohlbehalten zurückgekehrt und hatten keine Nacht durchgemacht. Doch alles Bitten und Flehen half nichts. Die Mutter wurde verständigt. Der Empfang zu Hause verlief entsprechend. Eine Woche Hausarrest war die Quittung. Und Frau Tschirnay fand ich danach ziemlich doof.

So streng meine Mutter sein konnte, wenn sie befürchten musste, dass ihre unternehmungslustige Tochter auf die falsche Bahn geraten könnte, so großzügig und weltoffen verhielt sie sich, wenn wir gemeinsam etwas erleben oder Neues entdecken konnten. Zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehört, dass ich sie seit meinem zwölften Lebensjahr regelmäßig ins Kino begleiten durfte, da sie inzwischen auch Filmkritiken schrieb. In den harten Nachkriegsjahren war das Kino so ziemlich der einzige Ort, an dem man sich ungehemmt seinen Träumen und Sehnsüchten hingeben konnte, hemmungslos schluchzen und laut-
hals lachen konnte, wo es im Winter warm und an heißen Sommertagen angenehm kühl war. Ein Ort also, der einen für Stunden vom Alltag befreite und auf märchenhafte Weise Heimat bot, Geborgenheit, Wärme und große Emotionen verhiess. Im Kino war alles möglich. Da



war es meiner sonst so strengen Mutter sogar egal, dass ich gerade 14 und der Film erst ab 16 Jahren zugelassen war. Zum Glück drückte auch der Filmvorführer ein Auge zu. Jahrzehnte später gestand ich Mario Adorf bei einer unserer ersten Begegnungen, dass ich mich bei *Nachts, wenn der Teufel kam*, dem von Robert Siodmak 1957 gedrehten Kriminalfilm, unsterblich in ihn verliebt hatte. »Also Regina«, sagte er damals, »ich finde dich auch attraktiv«. »Nee, Mario«, korrigierte ich schnell, »bei mir ist das inzwischen vorbei«.

Als Reporterin hatte meine Mutter ein Gefühl für Aktualität entwickelt, und es blieb ihr immer wichtig, am Puls der Zeit zu sein. Auch wenn bei uns in den Fünfzigerjahren noch mit jedem Pfennig gerechnet wurde, waren wir doch die erste Familie in unserer Straße, die einen Fernseher besaß. Noch heute erinnere ich mich an das stolze Gefühl, als alle Nachbarn zu uns kamen, um sich die Krönung von Queen Elizabeth II. auf dem Bildschirm anzusehen. Das war ein Ereignis. Doch so großzügig sich Trude in diesen Dingen verhielt, so unnachgiebig blieb sie bei allem, was mich nach ihrem Gefühl allzu leichtsinnig machte oder gar auf die schiefe Bahn bringen konnte. Dazu gehörten strenge Regeln, wenn ich etwa tanzen gehen wollte oder mir etwas Schönes zum Anziehen wünschte, weil ich es hasste, immer die abgetragenen Sachen meiner älteren Schwester zu übernehmen. Bei Ersterem musste mich Bärbel als Anstandswauwau begleiten, bei Letzterem gab es nur selten Ausnahmen. Jahre zuvor hatte Trude mir einmal einen wunderschönen Lodenmantel gekauft, den ich am liebsten nie mehr ausgezogen hätte und unerlaubterweise auch beim Spielen nach der Schule anbehielt. Es kam, was kommen musste. Beim Klettern im Baum blieb ich hängen, und das gute Stück bekam einen Riss. Weinend bin ich zu

meiner Großmutter gelaufen. *Wenn das die Mutter sieht!* Bei solchen Gelegenheiten hat Trude schon mal zum Kochlöffel gegriffen. Wer wie sie noch mit der Reitpeitsche erzogen worden war, hatte da kein Unrechtsbewusstsein. Später hat ihr das alles sehr leidgetan, doch die Erziehung zur Härte gab man damals wie selbstverständlich von Generation zu Generation weiter. Meine Großmutter nahm mich in den Arm. »Jetzt reg dich mal nicht so auf«, sagte sie. »Das kriegen wir schon hin.« Fast die ganze Nacht saß sie da und nähte alles so vorsichtig zusammen, dass man mit dem bloßen Auge nichts erkennen konnte. Als ich die Geschichte meiner Mutter ein Jahr später beichtete, sagte sie: »Aber warum hast du denn nichts gesagt?«

Mit meinen Extrawünschen bin ich seitdem vorsichtig gewesen. Da Trude auch später noch jeden Pfennig zweimal umdrehte, habe ich mir mein Geld lieber selbst verdient. Mit 17 Jahren jobbte ich während der Sommerferien 1961 an einer Tankstelle in Lindau am Bodensee, die der Schwester meiner Mutter, Tante Hilde, und ihrem Mann gehörte, der dort eine Renault-Vertretung betrieb. Da ich für mein Alter ziemlich gut entwickelt war, gab es beim Tanken immer wieder Herren, die ihre Finger nicht bei sich lassen konnten. Als junges Mädchen ständig in den Po gekniffen zu werden, ist keine schöne Sache, aber ich habe die Zähne zusammengebissen und den Sommer durchgestanden. Auch wenn ich seitdem eine gewisse Aversion gegen einen bestimmten Typ von Porschefahrern entwickelt habe.

An Autofahren war vor dem einundzwanzigsten Geburtstag damals noch nicht zu denken, aber ein so schönes Moped wie das meiner Mutter hätte ich gern gehabt. Meine damals schon über zwanzigjährige Schwester hatte



sich in den in Achum stationierten Bundeswehrsoldaten Walter Ehrlich verliebt, und bald kam er regelmäßig bei uns vorbei, um sie zu besuchen. Bei diesen Gelegenheiten reparierte er öfter das Moped meiner Mutter, und ich nutzte einen Nachmittag, an dem meine Mutter wieder einmal mit ihrem Garten beschäftigt war, um mir die Sache erklären zu lassen. Sobald Walter sich von dem Moped ab- und meiner Schwester wieder zugewandt hatte, brauste ich los. Begeistert stellte ich fest, dass die sechs PS ganz schön was hergaben. Als meine Mutter aus ihren Sträuchern hochguckte und mich auf ihrem Moped entdeckte, stürzte sie auf die Straße und schimpfte zuerst mit Walter, dann umso mehr mit mir. Ich trieb die Sache nämlich auf die Spitze, indem ich nicht nur einmal ums Haus fuhr, sondern fröhlich winkend an meiner wütenden Mutter vorbeibrauste und mir eine zweite Runde gönnte. Da war vielleicht was los. Aber auch meine Schwester kam nicht ungeschoren davon. Nachdem sie und Walter sich verlobt hatten, wollten beide gemeinsam Ausflüge in die nähere Umgebung und kleine Reisen unternehmen. Auf Geheiß meiner Mutter musste nun ich als Anstandswauwau mitfahren, um zu gewährleisten, dass in den Pensionen das Doppelzimmer von uns beiden Schwestern und das Einzelzimmer von Walter bezogen wurde. Natürlich dachten die beiden Verliebten nicht daran, sich an Mutters Vorstellungen zu halten. Wie man sich denken kann, habe ich mir meine Verschwiegenheit mit unzähligen Kugeln Eis und anderen Gefälligkeiten fürstlich vergüten lassen. Trude ließ sich nach unserer Rückkehr die Zimmerrechnungen zeigen und registrierte zufrieden, dass sowohl ein Einzel- als auch ein Doppelzimmer ausgewiesen waren.

Mit meinem Abitur 1963 ging diese Zeit zu Ende. Zur großen Freude meiner Eltern hatte ich mich tatsächlich

entschlossen, Jura zu studieren, widersetzte mich aber ihrem Wunsch, das Studium in Göttingen zu absolvieren, denn das hätte bedeutet, jedes Wochenende zurück nach Obernkirchen fahren zu müssen. Ich wollte weiter weg, ich wollte frei sein.

Obwohl ich kaum etwas anderes als die nähere Umgebung von Obernkirchen kennengelernt hatte, war Berlin in den Erzählungen meiner Eltern immer präsent. Berlin war die Stadt, in der ich eigentlich hätte geboren werden sollen. Es war die Stadt, in der meine Eltern ihre Jugend erlebt, sich kennengelernt und verliebt hatten. Warum sollte ich nicht das gleiche Recht haben? Ich wollte nach Berlin! Gegen meine Argumente kamen sie nur schwer an. Sogar Trude gab sich schließlich geschlagen. Meine Eltern versprachen, mir monatlich 400 DM zu schicken, damit ich mich voll auf das Studium konzentrieren könne. Die Aussicht, eine angehende Juristin in ihrer Familie zu haben, stimmte sie milde.





Regina Ziegler

Geht nicht gibt's nicht!

Autobiografie

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-10326-5

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Oktober 2017

Rote Haare, scharfer Verstand, Wagemut, Witz und Selbstbewusstsein – Regina Ziegler ist unverwechselbar. Seit über 40 Jahren schreibt sie Filmgeschichte und scheut weder Widerstände noch Kritik in einer von Männern dominierten Branche. Aufgeben? Niemals. Immer wieder ist die Grande Dame des Deutschen Films aufs Ganze gegangen, hat mit den bedeutendsten Regisseuren gearbeitet, Schauspieler zu Stars gemacht, weltweit Auszeichnungen erhalten und die deutsche Kulturlandschaft geprägt. Von Berlin aus ging es nach New York und in die ganze Welt. In ihrer Autobiografie blickt Deutschlands erfolgreichste Produzentin auf mutige Entscheidungen, bittere Niederlagen und überwältigende Erfolge. Zum ersten Mal aber gewährt sie nun Einblick in ihr Privatleben sowie hinter die Kulissen ihres Berufs.



[Der Titel im Katalog](#)